

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 97 — Bromberg, den 28. April 1933.

Die Frau, die man übersah

Roman von Harald Baumgarten.

(4. Fortsetzung.)

Wenn Farben und Papier die antiquarischen Bücher und chirurgischen Instrumente in den Auslagen der Geschäfte ablösen, nähert man sich dem Quartier Latin.

In einem alten Hause in der Rue St. Jacques wohnte dort Reginald Solm. Gewiß nicht aus Sparsamkeitsrücksichten. Nein, vielmehr aus einem romantischen Bedürfnis heraus, von den hochgelegenen Fenstern seiner Wohnung im Künstlerviertel Paris zu seinen Füßen zu sehen.

Es war eigentlich gar keine Wohnung gewesen, dieses Zuhause, das sich Reginald ausgesucht hatte. Ein geräumiger, alter Boden mit vielen wurmstichigen Balken und einer großen Kammer, ganz ähnlich wie der Trockenboden in Darkehmen, auf dem man als Knabe so herrliche Entdeckungsfahrten unternehmen konnte, in geschnitzten Truhen herumkramte und beim Dämmern von seltsamen Schatten in peinigend-süßer Furcht in einer Ecke kauerte.

Diese Räume hatte Reginald Solm der alten Madame Alélard, die im dritten Stock eine Näherei mit vielen lustigen jungen Mädchen betrieb, abgemietet und nach seinen Wünschen eingerichtet.

Kostbare Teppiche, von Balken zu Balken gespannt, schufen einen großen, atelierartigen Raum, der durch die schrägen, bemalten Schiebefenster ein mystisches Licht erhielt. Die weißgetünchten kahlen Wände der Kammer wurden mit chinesischen Seidenstoffen bespannt, auf denen Drachen und Zwergbäume in bunter Reihenfolge gestickt waren. In der Mitte ein Bett aus schwarzem polierten Ebenholz. Extravagante Radierungen junger Pariser Maler hingen an den Wänden und wirkten doppelt herausfordernd in ihrer drachengestickten Umgebung. Nachts ließen die kreisenden Flügel der moulin rouge schimmernde Gluten über die Möbel flattern. Tagsüber erfüllte das Gelächter der jungen Näherinnen, das von unten heraufdrang, die Luft mit sprühenden Perlchen von Lebenslust.

Seit dem Rennen in Longchamps war eine Änderung in Reginalds Wesen eingetreten, die seinen Freund Xaver Beißwanger mit Unruhe und Verwunderung erfüllte. Jene kleinen reizenden Atelierfeste, die Xaver so meisterhaft zu arrangieren verstand, fanden nicht mehr seinen Beifall. Er fand auf einmal Gefallen an weiten Spaziergängen, die er ganz allein unternahm, und von denen er meist in bedrückter und trübseliger Stimmung zurückkam. Er weigerte sich sogar, der kleinen Lolotte die aparte Abendrobe zu schenken, die so herausfordernd in dem Schaufenster auf dem Boulevard des Kapucins stand.

Die elektrischen Lampen flammten jeden Tag früher auf. Der Herbstwind wehte durch die Straßen. Sommermüde Blätter wirbelten zur Erde. Die Scheinwerfer der Kraftwagen spiegelten in dem nassen Asphalt, auf den ein feiner Regen unaufhörlich herabstäubte.

Die Eingänge zur Oper waren dicht besetzt. Durch ein außergewöhnliches Gastspiel waren die Karten schon im Vorverkauf vergriffen, und vor den geschlossenen Kassen sah man ärgerliche Gesichter, die das kleine Schild „Ausverkauft" anstarrten.

Reginald Solm hatte nicht die Absicht gehabt, die Oper zu besuchen. Der allgemeine Menschenstrom hatte ihn mit sich geführt, und in der Ziellosigkeit seiner Wege hatte er sich treiben lassen.

Er war im Smoking, denn er gedachte in irgendeinem Restaurant zu Abend zu essen, um den tausend Vorschlägen zu entgehen, die sonst Xaver zu seiner und seiner Freunde Belustigung über ihn ergossen hätte.

Reginald stand vor dem Portal. Rechts und links stießen ihn Menschen an. In langer Reihe fuhren die Autos vor. Ein Strom schimmernder Abendcapes und matt blinkender Zylinder flutete in das Haus. Gleichmütig sah Reginald darüber hinweg. Doch plötzlich ergriff ihn eine heftige Erregung. Die Dame, die soeben im Theater verschwunden war, hatte eine Erinnerung geweckt. Er sah einen weiten Platz vor sich . . . Pferde . . . gestikulierende Massen . . . flimmerndes Sonnengold . . . den Glanz eines blonden Haares. Hatte er sich getäuscht? Nein, sie mußte es sein, deren Bild er nun schon tagelang auf den Boulevards suchte.

Rücksichtslos drängte er sich durch die Menge, die Unbekannte einzuholen. Er lief so ungestüm, daß er in der Tür mit einem kleinen hagern Herrn zusammenprallte, der es ebenso eilig wie er zu haben schien. Schon wollte er mit einer kurzen Entschuldigung wieder vorwärts, als ihn der kleine Hagere mit einer hastigen Bewegung am Mantel faßte.

„Ein Wort, Monsieur, Sie suchen einen Platz?" Er kramte in einer abgegriffenen Brieftasche herum. „Ich habe eine Karte, die ich nicht benutzen kann. Wollen Sie sie mir abnehmen? Habe es eilig."

Ohne zu überlegen, zahlte Reginald den geforderten Preis und eilte in die Säulenhalle.

Welches Glück er hatte . . .

Das letzte Klingelzeichen gellte bereits durchs Haus. War es wirklich die schöne Lilo de Pirelle gewesen, die er gesehen hatte?

Er bemerkte nicht, daß der Herr, der ihm den Platz verkauft hatte, ihm lauernd nachsah und dann langsam und höchst vergnügt ins Theaterrestaurant schlenderte.

Reginald sah zu seiner Freude, daß er einen Logenplatz im ersten Rang bekommen hatte. Eiligst warf er der Garderobiere Hut und Mantel hin und betrat die Loge, als der Dirigent eben den Taktstock zum Beginn der Ouvertüre hob. Nur dem Wunsch, Lilo de Pirelle wiederzusehen, war er gefolgt, als er dem Fremden das Billett abgekauft hatte. Nicht einmal den Titel der Oper wußte er.

Nun hatten sich seine Augen an das Dunkel des Theaters gewöhnt. Zu seiner Linken hielt ein matt schimmernder Frauenarm das Programm nachlässig vor sich hin. Reginald beugte sich ein wenig vor, um die Überschrift lesen zu können. Da reichte ihm eine schmale Hand das Blatt zu. „Bitte, Charles!" flüsterte eine Stimme, deren Klang in seinem Ohr haften geblieben war, seit er ihn zum erstenmal gehört hatte.

Obwohl sich seine Gedanken nur mit Lilo de Pirelle beschäftigt hatten, pochte sein Herz in wilden, heißen Schlägen, wie er sie so unerwartet neben sich sitzen sah.

Auch sie mußte ihn wiedererkannt haben, trotz der Dunkelheit, denn sie senkte — wie unter einem Gefühl von Scham — den Kopf, in einem leuchtendem Glanz flimmerte ihr Haar.

Unter einem weich ausholenden Krescendo der Geigen schlug der Vorhang auseinander. Während tausend Augen den Vorgängen auf der Bühne folgten, zerbrach er sich den Kopf, wem die Worte „Bitte, Charles“ gegolten hatten. Der kleine alte Herr fiel ihm ein. Er mußte ein Bekannter von Lilo de Pirelle sein. Wie merkwürdig schäbig er gekleidet war! Die hämischen Bemerkungen von Xaver Beißwanger fielen ihm ein. Aber ein Blick in das feine Gesicht Lilos, das mit seltsam abwesendem Ausdruck auf die Bühne sah, ließ alles Kombinieren über den merkwürdigen Fremden versinken, in dem beseligenden Gefühl, das Ziel seiner Wünsche so unerwartet und so glückhaft nah gefunden zu haben.

Der erste Akt war zu Ende. Das Licht sprang im Saal auf. Über Reginald Solm kam ein jungenhafter Übermut. „Die böse Dreizehn, erinnern Sie sich, gnädiges Fräulein?“ Sie nickte kaum. Und wieder schien eine innere Gehemmtheit sich über ihre Züge zu legen. Die kleine alte Dame mit weißem Bubikopf, die an ihrer Seite saß, blitzte mit den Lorgnongläsern zu ihm hinüber. „Wir freuen uns, Ihre Bekanntschaft zu machen, Herr Solm. Wollen Sie mir verraten, auf welche Weise Sie zu Ihrem Logenplatz gekommen sind, die ein Bekannter von uns innehatte?“

In kurzen Worten berichtete Reginald.

„Ach — wahrscheinlich ist Herr Professor Nison abberufen worden — er hat eine aufreibende Praxis!“ — erklärte die grand mere. „Spielen Sie immer noch mit soviel Pech?“ Und mit einem scharmanten Lächeln über sein erstauntes Gesicht fügte sie hinzu. „Sie sind vielleicht verwundert, daß ich Sie so gut kenne? Ich habe Sie auf dem Rennen auf Longchamps beobachtet, und das heitere, tragikomische Erlebnis mit meiner Enkelin ist mir wohlbekannt.“ Sie warf Lilo heimlich einen aufmunternden Blick zu. „Wollen Sie mich einen Augenblick entschuldigen, ich muß Lady Balfour, eine alte Bekannte begrüßen. „Mit jugendlich wiegenden Schritten verließ Madame de Pirelle die Loge.

Im Theaterrestaurant wartete Charles Nison bereits auf sie. Er saß versteckt in einer Ecke vor einer Flasche Burgunder.

„Gut gemacht, Ninon?“ Sein vertrocknetes Gesicht strahlte. „Ich sah den jungen Mann im Eingang herumstehen. Alle meine im Vorverkauf erworbenen Billetts hatte ich schon mit gutem Profit losgeschlagen. Nur der Logenplatz neben Lilo war übriggeblieben. Eine bessere Gelegenheit, die unverfänglicher erscheint, ließ sich wohl kaum finden. Ich drängte ihm das Billett auf, und du wirst sehen, unser Plänchen kommt ins Rollen.“

„Ausgezeichnet, Charles. Ich habe dich bereits als Professor der Medizin annonciert, und werde Herrn Solm nachher zum Tee zu uns bitten.“

Charles Nison machte eine leichte Verbeugung der Bewunderung vor so viel Diplomatie.

Im Foyer promenierten indessen Lilo und Reginald. Der Schweigsamkeit Lilos wußte er nichts entgegenzusetzen. Der scherzhafte Ton, den er so geschickt den leichtlebigen Modellen und den hübschen Nähmädchen der Madame Abélard gegenüber anwandte, ertrank in dem ersten Gefühl einer wirklichen Leidenschaft. Er begnügte sich damit, alles an ihr zu bewundern. Die raffinierte Einfachheit ihres Kleides, das ihre schlankhüftige, rassige Figur betonte. Die Schönheit ihres Gesichts, ihren leisen, wiegenden Gang. All dies vertiefte die Erschütterung, die ihn bei ihrem ersten Anblick in Longchamps überfallen hatte, und machte ihn ungewandt und befangen.

Aber gerade diese Schüchternheit war es, die Lilo heimlich belustigte, und ihre Antipathie, die unwillkürlich durch den Plan der grand-mere in ihr emporgewachsen war, dämpfte. Die Kränkungen, die ihr André durch seine Gleichgültigkeit zugefügt, taten ein übriges, um sie zu bewegen, liebenswürdiger zu sein, als sie sich vorgenommen hatte. Mit dem ganzen Scharm ihrer faszinierenden Persönlichkeit nahm sie das Gespräch auf.

Der Regen sprühte noch immer vom dicht verhangenen Himmel, als Madame de Pirelle mit Lilo in einen vor der Oper wartenden Kraftwagen stieg. Und hier — beim Abschied — fühlte Reginald einen bedeutungsvollen Druck von Lilos weicher Hand, der ihm mehr sagte, als es alle ihre Worte bisher getan.

Durch die spiegelnassen Straßen ging er mit einer singenden Freude. Mit berauschenden, glanzvollen Phantasien schmückte er die Zukunft. Die Wogen der Leidenschaft schlugen über ihm zusammen. In dem strahlenden Licht der Bogenlampen taumelte ein junger Mensch über die Boulevards, gleich der Sommermücke bereit, in dem alles überschwemmenden Gefühl der Liebe sich in die Weißglut zu stürzen.

III.

So herrlich hatten die Dahlien noch nie geblüht wie in diesem Herbst. Mit einem prunkvollen Glanz leuchtender Farbensinfonien überschütteten sie Paris. Die Blumenstände an den Straßenecken sahen aus wie rotgoldenviolette Märchenhäuser. In den Schaufenstern prangten sie in unwahrscheinlichen Größen, und neigten, überwältigt von ihrer eigenen Schönheit, die schweren Dolden. Auf den Seinedampfern, die in ihrer Eile und ihrem Eifer so fern aller Poesie waren, stand oft Korb an Korb, herbeigeschafft von den Gärtnereien, und die rußigen alten Dampfer fuhren dahin wie die Blumengondeln eines Festes aus Tausendundeine Nacht.

Ja, diese Herbsttage waren so gesättigt von Farbe und gleichsam konzentrierter Sonnenkraft, so durchsichtig klar durch den leichten Wind, der von den Hügeln der Sorbonne herüberwehte, daß es wie ein zweiter, köstlicher Frühlingsrausch über Paris kam . . .

In diesem Rausch wandelte Reginald an der Seite von Lilo über die Boulevards, fuhr auf den blumengeschmückten Dampfern die Seine hinab, und war, wie er selbst glaubte, zum ersten Male glücklich.

Dieses Erwachen morgens . . . Wenn in die ersten Gedanken des neuen Tages, wie ein schillernder Komet die Stunde hineinfiel, da er sich mit ihr verabredet!

Dieses Suchen auf den Boulevards nach Dingen, die ihr Freude machen konnten . . . Dieses restlose Entzücken, wenn sie all diese Dinge mit der ihr eignen kühlen Herbheit entgegennahm . . . Wie glühte sein Gesicht vor innerm Glück, wenn über Lilos geliebte Züge ein leichtes Lächeln schwebte. So widerstandslos gab sich Reginald Solm seinen Gefühlen hin, daß die nagenden Einwände, die seine Vernunft hin und wieder wagte, von dem Überschwang seiner Begeisterung hinweggespült wurden.

Diese Dämmerstunden . . . Wenn sie beim Welken des Tages durch die stillen Straßen von Faubourg St. Germain schritten, und die Fackeln von Paris den Himmel mit einem violetten Schimmer überzogen.

Und doch! Sowie die eisengehämmerte Tür des kleinen Palais sich hinter ihnen schloß, legte sich ein dunkler Schleier auf Reginalds Glücksgefühl. Die Gaskrone, die in dem Vorraum brannte, warf ein kümmerliches Licht über die vom Alter gedunkelten Ahnenbilder der Pirelles, die mit hohen weißen Stirnen und mit unwahrscheinlich großen Schwertern von den Wänden blickten.

Die grand mere hatte den Tee bereitet und saß an dem Barockkamin, in dem immer ein mageres Feuer brannte. In der Ecke hockte, wie eine gefährliche und bissige Nachteule, Charles Nison. Er zog an seinen Fingern, bis sie knackten wie die Scheite Holz, die im Feuer sprangen, und lächelte.

„Wie gut, daß ich gerade Ihnen meinen Platz in der Loge verkauft habe, nicht wahr?“ — hatte er das erstemal zu Reginald gesagt, als er mit Lilo, die reine Frische des Herbstabends noch in den Augen, heraufgekommen war. Trotz aller Verzauberung der Liebe hatte Reginald den drohenden Blick bemerkt, den Monsieur Nison für diese Worte von der grand mere empfangen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

„Jetzt gang i ans Brünnele.“

In zeitgemäßer Fassung.

Jetzt gang i zum Steueramt,
zahl aber net.
Da komm i Stundung ein,
krieg sie aber net.
Dann kommt auch der Gerichtsvollzieh'r,
pfänd't aber net;
Er sucht bei mir vieltausigen Schatz,
find't aber net.
Verkauf i mein Hütchen, mein' Stiefel
und Kleid
Und schwör' i dem Gerichtsvollzieh'r
n' Offenbarungseid.

(Deutsche Böhmerwaldzeitung.)

Der Nachruf.

Skizze von H. Büscher-Engelskirchen.

Herr Hexenkamp erwachte aus unruhigem Schlummer. Im Traum hatte er seinem eigenen Leichenbegräbnis beiwohnen müssen. In selbstquälerischem Schmerz suchte er nun die Einzelheiten der Begebenheit in sein Gedächtnis zurückzubannen. Insonderheit interessierte es ihn in seinem jetzt wachen Zustande, ob Jette, seine Frau, ehrlich um ihn getrauert hatte oder ob aus ihren Mienen jene Koketterie zu lesen gewesen war, wie er sie bei verschiedenen jungen Witwen seiner näheren Bekanntschaft früher einmal glaubte beobachtet zu haben.

In gesunden Tagen wäre es ihm gewiß ein leichtes gewesen, das Traumbild wieder zu beschwören; aber ein grippekrankes Hirn ließ sich leider nicht nach Wunsch beeinflussen. Das mußte auch Hexenkamp nach einigen krampfhaften Bemühungen einsehen. Etwas ärgerlich wälzte er sich zur Seite.

Da entdeckte er plötzlich auf dem Tisch einen Zeitungsausschnitt. Der Kranke würde in seiner augenblicklichen Apathie über den Papierschnitzel achtlos hinweggesehen haben, wenn ihm nicht plötzlich zwischen der Form des Papiers und seinem Traum irgend ein innerer Zusammenhang aufgestoßen wäre: Hexenkamp entdeckte nämlich, daß der Zeitungsausschnitt eine Todesanzeige enthielt. Eine Todesanzeige! — Hexenkamp schossen plötzlich allerlei Gedanken durch den Kopf. Kein Zweifel, seine Frau hatte ein Muster für seinen eigenen Nachruf bereits vorsorglich ausgeschnitten. Also so schlimm stand es.

Mühsam nestelte der Kranke eine Hand frei und holte sich das Blatt Papier in Augenhöhe. Hexenkamp las die ersten Zeilen halblaut herunter: „Gestern verschied nach kurzem, schwerem Leiden mein lieber Mann, unser guter Bruder Schwager . . .“ Das stimmte ganz genau, soweit die verwandtschaftlichen Verhältnisse in Frage kamen. Aber sonst war er ganz und gar nicht zufrieden. Er sah gewiß nicht viel auf Äußerlichkeiten. Aber so schlicht, so ohne jedes schmückende Beiwort hätte er sich seinen Nachruf doch nicht vorgestellt. . . . „mein lieber Mann“, weiter nichts, Nein — Hexenkamp war in seinen heiligsten Gefühlen gekränkt. Bei seiner tadelsfreien Führung als Mann wie als Ehegatte glaubte er Anspruch auf die in solchen Fällen sonst noch üblichen Eigenschaftswörter erheben zu können. War er nicht stets der aufmerksamste Ehegatte, der unermüdliche, treusorgende Hausvater, der liebevollste Lebenskamerad gewesen! Hatten nicht seine Bekannten stets seine Herzensgüte gerühmt! Aber das war scheinbar alles schon wieder vergessen. In dem Anzeigenmuster hieß es ganz kühl nur: „. . . mein lieber Mann . . .“

Je mehr Hexenkamp sich sozusagen in die Psyche einer Todesanzeige vertiefte, um so mehr glaubte er Ursache zu einem gerechten Zorn zu haben. Ja, so waren die Frauen, seine Jette offenbar nicht ausgenommen: Man konnte sich ein ganzes Leben lang für sie schinden und plagen mit dem Erfolg, daß sie einem nicht einmal im Tode ein anerkennendes Wort gönnten.

Hexenkamp sah ganz klar. Er begriff vollkommen, aus welchem Grunde in seinem Nachruf nur von „mein lieber Mann“ die Rede sein sollte. Das hing offenbar mit dem Rentner Kampers zusammen, der mit seiner Frau immer so freundlich tat. Da hätte ein Zusatz wie „unvergeßlicher Gatte“ Hoffnungen zerstören können. Die kluge Frau baut vor, jawohl, und seine Jette war wahrhaftig nicht von den Dümmsten eine.

Hexenkamp verbiß sich immer tiefer in seine trüben und bösen Gedanken. Es war wie eine Lust in ihm, den inneren Zusammenbruch eines bis dahin gläubigen Vertrauens bei sich zu erleben. Er wünschte nur, daß seine Frau recht bald heimkäme, damit er ihr seine ganze Verachtung entgegenschleudern konnte.

Als Frau Hexenkamp zurückkehrte, bemerkte sie, daß sich das Bett ihres kranken Ehegemahls in einem äußerst zerwühlten Zustand befand. Besorgt richtete sie die Kissen wieder her. Sie erzählte von ihren Einkäufen. Die Nachbarin, Frau Klein, hatte ihr da einen Zeitungsausschnitt hereingereicht, auf dem ein paar pikante Speisen für genesende Grippekranke verzeichnet waren; die wollte sie jetzt ihrem „lieben Männchen“ einmal zubereiten.

Hexenkamp war bei dem Wort „Zeitungsausschnitt“ das Blut in den Kopf geschossen. Aber er besaß noch soviel Geistesgegenwart, nichts zu sagen. Erst als seine Frau das Zimmer wieder verlassen hatte, langte er zögernd nochmals nach dem Zeitungsausschnitt. „Was Grippekranke gerne essen“, stand klar und deutlich auf der Rückseite der Traueranzeige. Hexenkamp schämte sich.

Die „Frau ohne Namen“.

Von H. Soldenhoff-Wien.

„Doppelgänger“ sind im Leben wahrscheinlich viel häufiger, als allgemein angenommen wird; sie erregen die allgemeine Aufmerksamkeit indessen in der Regel erst dann, wenn der eine Teil eine im öffentlichen Leben irgendwie hervorragende Persönlichkeit ist, und da sind dann allerlei Verwechslungen meist die unausbleibliche Folge.

Eins der bekanntesten Doppelgängerpaare bildeten im Wien der Vorkriegszeit ein ehrsamer Hutmacher Franz Finster und der alte Kaiser Franz Josef. Begreiflicherweise tat sich der biedere Bürger auf seine täuschende Ähnlichkeit mit dem Landesherrn nicht wenig zu gute und unterließ nichts, um sie so vollkommen wie möglich zu machen. Er trug das gleiche grüne Jägerhütchen, das der Kaiser bevorzugte, den gleichen weißen Backenbart und freute sich königlich, wenn Offiziere und Soldaten ihm die dem Kaiser zustehenden Ehrenbezeugungen erwiesen oder das Publikum dem falschen „Landesherrn“ huldigte. Als einst einer von Finsters Bekannten ihm im Schönbrunner Park begegnete und zur Begrüßung kräftig auf die Schulter klopfte, wurde der Unvorsichtige sofort festgenommen, und ganz Wien sprach von einem auf den Kaiser geplanten Anschlag. Der andere Teil des Doppelgängerpaares, Franz Josef, soll von den häufigen Verwechslungen allerdings nicht sehr erbaut gewesen sein. Er fühlte sich wohl ein wenig gekränkt, daß seine getreuen Untertanen ihn nicht von einem Hutmacher zu unterscheiden wußten.

Von bekannten Staatsmännern erfreut sich der englische Politiker Lloyd George nicht nur eines, sondern gleich zweier Doppelgänger. Alle drei gleichen sich wie ein Ei dem anderen. Von ihnen ist der eine, namens Gray in Glasgow, mit dem „Hexenmeister von Wales“ gut bekannt, was natürlich die Möglichkeiten zu Verwechslungen jeder Art vervielfacht. In der Regel sind diese für den „falschen“ Teil des Paares ganz angenehm, wie Gray erfahren konnte, als er eines Abends auf einem kalten zugigen Bahnsteig stand und auf den einlaufenden Zug wartete. Ein Gepäckträger erblickte den Frierenden, rief „Lloyd George“ und eilte davon, um im nächsten Augenblick zurückzukehren und dem Überraschten eine warme Decke zu bringen, damit der große Staatsmann nicht zu frieren brauche. — Lloyd George und Gray sind, wie gesagt, gute Freunde, und so konnte es geschehen, daß, als eines Tages die Gattinnen der beiden beisammenstanden und Gray auf sie zuschritt, Frau Lloyd George sich entsetzt an ihre Begleiterin wandte mit dem Ausrufe: „Großer Himmel, ist das nun eigentlich m e i n Mann oder der Ihrige?“

Daß auch der amerikanische Automobilkönig Ford einen Doppelgänger aufzuweisen hat, dürfte bekannt sein, weniger

dagegen ein Vorfall, der anläßlich eines großen Festessens in Detroit durch diese Ähnlichkeit hervorgerufen wurde. An dem Essen nahm auch ein Photograph Edwards teil, der eine verblüffende Ähnlichkeit mit Henry Ford aufweist. Dieser letztere wurde nun im letzten Augenblick an der Teilnahme an dem Essen verhindert, und Edwards, der allgemein für den Autokönig gehalten wurde, kam auf den Gedanken, dessen Rolle zu übernehmen. Er führte sie, ohne daß irgend jemand etwas ahnte, auch tadellos durch, hielt sogar die von Ford angekündigte Rede und wurde erst entlarvt, als im Laufe des Abends ein Telegramm von Ford einlief, in dem dieser sein Nichtkommen zu entschuldigen bat.

Daß derartige Ähnlichkeiten gelegentlich zu allerlei Schwindeleien und Betrügereien benutzt werden, kann nicht wunder nehmen. Vor wenigen Jahren war ganz Italien in Erregung wegen des Falles Bruneri-Casella, in dem ein früherer Kriegsteilnehmer sich als den ehemaligen Professor Casella ausgab, von Frau Casella als ihr Gatte wiedererkannt wurde — sie schenkte ihm sogar nach der Wiedervereinigung noch zwei Kinder — und dann nach langjährigem gerichtlichen Verfahren schließlich als der Buchdrucker Bruneri festgestellt wurde.

Für ewig ungeklärt wird auch das Geheimnis bleiben, das sich um die „Frau ohne Namen" spinnt und das vor rund anderthalb Jahrhunderten Paris in Aufregung versetzte. Eine Marquise Douhault wurde auf dem Wege nach Paris, wo sie gegen ihren Bruder Erbschaftsansprüche geltend machen wollte, unterwegs bei Verwandten von tiefer Bewußtlosigkeit befallen. Als sie erwachte, befand sie sich in der Salpêtrière, dem Pariser Frauenkrankenhaus. Das Gedächtnis hatte stark gelitten, indessen wurde die Marquise nach drei Jahren entlassen. Alsbald eilte sie nach Paris, wo die Hofgesellschaft in ihr auch die längst Totgeglaubte erkannte. Nur der Bruder, der die Erbschaft hätte herausgeben müssen, erklärte die angebliche Marquise für eine Betrügerin, die sich daraufhin an die Gerichte wandte, um eine Klärung herbeizuführen. Alle von ihr namhaft gemachten Zeugen erklärten, keinen Zweifel an ihrer Persönlichkeit zu haben, 114 an sie gerichtete Fragen über die Familienverhältnisse der Douhault wurden ohne Zögern und richtig beantwortet. Da, eine weitere, eigentlich ganz nebensächliche Frage: „Seit wann waren Sie in der Salpêtrière?" — „Seit dem 3. Januar 1786." Diese Antwort entschied den Fall. An jenem 3. Januar nämlich war eine übelbeleumdete Frau in das Krankenhaus eingeliefert, die, wie man ermitteln konnte, eine verblüffende Ähnlichkeit mit der Marquise Douhault aufgewiesen und diesen Umstand sich offenbar zunutze gemacht hatte, um an deren Stelle zu treten. Zwei Jahrzehnte hindurch suchten die Richter das Geheimnis um die „Frau ohne Namen", wie man sie nannte, zu lüften; völlige Klarheit ist nie geschaffen worden, und die kurze Inschrift „Frau ohne Namen" steht auch heute noch auf dem einfachen Grabstein, welcher der Marquise oder ihrer betrügerischen Doppelgängerin auf einem Pariser Kirchhof errichtet wurde.



Große Umtaufe in der Türkei.

Mit der Reformierung der türkischen Sprache, die der „Ghasi" Mustapha Kemal anbefohlen hat, verbindet sich eine Umänderung der Vor- und Familiennamen, die nicht minder schwerwiegend in das alltägliche Leben eingreift. Die Bewegung drängt dazu, daß die Muselmänner ihre Namen, die mit wenigen Ausnahmen arabisch sind, durch rein türkische ersetzen sollen, und dasselbe wird von den Angehörigen anderer Religionen verlangt, um auf diese Weise das ganze türkische Volk zu einer schon äußerlich erkennbaren Einheit zusammenzuschmelzen. Der Ghasi selbst hat das Beispiel gegeben, indem er verschiedene Staatsbeamte veranlaßte, ihre Namen zu ändern. Diese weithin sichtbaren Vorbilder werden jetzt immer häufiger nachgeahmt. In den Schulen fordern die Lehrer die Kinder auf, sich von den alten fremdländischen Namen zu trennen und statt dessen nationale zu erwählen. Die Kinder wieder wirken auf die Eltern ein. Wenn die Schulen so national gesinnt sind, wollen die Beamten nicht zurückbleiben. So wird jetzt berichtet, daß die Polizisten in Stambul ihre Namen in rein türkische umwandeln wollen. Dabei ist aber die große Schwierigkeit, daß es nicht genügend türkische Namen gibt. Man muß vorislamitische Worte ausgraben oder die Bedeutung der arabischen Namen ins Türkische übersetzen. Merkwürdig ist, daß das Staatsoberhaupt selbst rein arabische Namen trägt. Aber die Worte „Ghasi", „Mustapha" und „Kemal", die auf arabisch „Sieger", „Erwählter" und „Vollkommener" bedeuten, gehören schon der Geschichte an.

*

Die Londoner Automatengesellschaften und ihre Erbfeinde.

Londoner Blätter veröffentlichten eine interessante Statistik über die Umsätze der Automaten, die in großer Zahl in den Londoner Straßen aufgestellt sind und gegen Einwurf einer Kupfermünze Schokolade, Bonbons, Streichhölzer usw. verabreichen. Die Geldsumme, die diese Automaten im Laufe des Jahres umgesetzt hatten, erscheint phantastisch groß. Sie überstieg fünfzig Millionen Pfund, d. h. nach dem heutigen Kurs etwa 750 Millionen Mark. Eine Gesellschaft, die den automatischen Verkauf von Streichhölzern betreibt, konnte auf einen Jahresumsatz von 300 Millionen Schachteln zurückblicken. Die Automatenfirmen führen einen erbitterten Kampf mit den Straßenjungen, die alle möglichen Tricks erfinden, um sich ohne Geldeinwurf Schokolade aus dem Automaten zu holen. Die bei den Firmen angestellten Techniker sinnen ständig nach neuen Vorrichtungen, die den jungen Draufgängern die Beute unmöglich machen würden. Alles nützt nichts. Nach der Aufstellung der neuen Automaten, die mit solchen Sicherheitsvorrichtungen versehen sind, dauert es nicht lange, bis die Jungen ihrerseits neue Mittel erfinden, um die Automatengesellschaften zu überlisten.

*

Eine Eisenbahnkönigin.

Die Eisenbahnbeamten in England kamen auf die originelle Idee, eine Eisenbahnkönigin zu erküren. Die Prätendentinnen für diese königliche Würde werden unter den Töchtern der Eisenbahnangestellten ausgesucht. Sie sollen im Alter von vierzehn bis sechzehn Jahren stehen. Dabei handelt es sich wohlbemerkt um keine Schönheitskonkurrenz, sondern um die Krönung eines Mädchens, das die besten Sprachkenntnisse und sonstige geistige Gaben aufweist. Die Jury besteht aus den Vertretern der Eisenbahndirektionen und der Gewerkschaften. Die gewählte Königin wird alljährlich in Manchester gefeiert. Als Zeichen ihrer Würde erhält die Erkorene eine schwere vergoldete Kette, deren Gliedteile die Form einer Wagenkoppelung habn. Abgesehen von zahlreichen Geschenken erhält die Eisenbahnkönigin in der Regel eine freie vierwöchige Reise nach dem Auslande. Das in diesem Jahre von den Eisenbahnangestellten gewählte Mädchen begab sich nach Dänemark, wo sie von einem Ausschuß der dänischen Eisenbahnbeamten feierlich empfangen wurde.



Wilhelm Tell.



„Im Theater warst du? Was wurde denn gegeben?"
„Weiß ich nicht! — Einer hat nach Obst geschossen!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.